Der Fisch steht bei Uhldorf! — Dieser seltene Glücksfall war seit langem nicht zu verzeichnen gewesen. Geschäftig trafen die Fischer die Vorbereitungen zur großen Ausfahrt am nächsten Morgen. Jung und alt war bis spät nachts an den Booten und Netzen tätig. Dann ein paar Stunden Schlaf, und um vier Uhr in der Früh herrschte bereits wieder reges Treiben.

Martin jedoch stand vor allen anderen auf. In der ruhelosen Nacht hatte er Pläne gemacht und wieder verworfen, hatte geschwankt, sich bald zu diesem, bald zu jenem entschieden und war doch zu keinem Entschluß gekommen. Mechanisch holte er seine Arbeitskleider hervor, warf sie dann in eine Ecke und zog den guten Anzug an. Verstört ging er im Zimmer umher, fing an, sich wieder zu entkleiden, kramte erneut den Arbeitsanzug vor. Ein paar Mal ging's so: jetzt dies, dann das.

Im Morgengrauen stand er auf der Straße, sonntäglich gekleidet, mit dem Reisekoffer in der Hand. Wie ein Dieb bei der Nacht machte er sich davon. Es war ein schwerer Gang; an jenen zuzen scheinen Bleigewichte zu hangen. In seinem Innern tobten Aufruhr und Widersprüche.

„Der Fisch steht dort im See!" Welcher Fischer war da nicht zur Stelle? Eine traurige Kreatur von einem Fischer mußte sein, wer diesen Appell an sein Blut überhörte! Ein fahnenflüchtiger Soldat war er.

Martin Schilpp drehte sich plötzlich wild um und rannte zurück. Der Vater stand vor dem Haus und sagte ruhig, als wäre nichts vorgefallen: „Schnell, schnell! Gleich sticht die Flottille in See!" Es klang etwas in seinen Worten, als hätte er sagen wollen: Ich wußte ja, daß Du nicht abtrünnig werden kannst ...

Martin faßte in einer unbewußten Regung nach der Hand des Vaters und drückte sie. Ja, jetzt hatte er die Versuchung endgültig bestanden! Jetzt war er gerettet und frei und gehörte wieder sich selbst und den Seinen.

Die Boote fuhren hinaus und verteilten sich auf dem See. Einen einzigen langen Blick warf Martin an diesem Morgen noch nach Osten. Dort hinten am Horizont entschwand ein weißes Segel wie eine schaumzarte Wolke.

Ein Dieb im Vorzimmer!

Kriminalskizze von Max Feldt.

Doktor Brown, der Chefarzt, tobt. Und mit Recht; denn seit Wochen verschwanden seiner Kundschaft Kleingeld und Zigarettendosen aus den im Vorraum aufgehängten Mänteln.

Unter dem unheimlichen, langfingerigen Gaste litt schon Browns Ruf als Arzt. Die Warnungsschilder: „Bitte keine Wertsachen in der Garderobe zurücklassen" nützten nichts, — gerade die leichtsinnigsten Hühner regten sich hinterher am meisten auf und rannten sofort zu ihrem Rechtsanwalt. „Ein bekannter Arzt in New York, dessen Patienten regelmäßig ausgeplündert werden — — unerhörte Zustände! —"

Der Assistenzarzt Doktor Sheridan erbot sich, eine Gastrolle als Detektiv zu geben. Statt dessen hörte er einen Vortrag über zu viel Freizeit und sonstige Dienstauffassung.

Das arme Dienstmädchen wurde scharf beobachtet; die Krankenschwester lief mit verheulten Augen herum, und in der Praxis wurde munter weitergestohlen.

*

— — Der letzte Patient war entlassen. Doktor Sheridan wusch sich die Hände.

„Dir müssen sie die goldene Brille von der Nase stibitzen", dachte er über seinen Chef, „vorher wirst Du nicht schlau."

Als ob Chefarzt Doktor Brown Gedanken lesen könnte, legte er das Besteck aus der Hand, schob die Brille auf die Stirne und meinte: „Ich habe es jetzt satt und übergebe die Angelegenheit der Polizei."

„Nanu? — Das brauchen Sie gerade nicht zu tun! — Ist es wirklich einer Ihrer Angestellten, dann machen Sie ihn fürs ganze Leben unglücklich. Ich bin für Selbsthilfe: den Burschen aufgestöbert, eine tüchtige Tracht Prügel und — raus an die frische Luft!" Dabei trocknete Sheridan im Vorgefühl der auszuteilenden Senge die Faustknöchel liebevoll am Handtuch ab.

Chefarzt Brown grunzte: „Habe kein Interesse an der Zukunft eines solchen Lausbuben! — Außerdem viel zu spät; die Polizei ist bereits verständigt."

Am Nachmittage meldete sich ein Kriminalkommissar echt amerikanischen Formats am Telephon. Sheridan hatte Dienst und nahm das Gespräch ab.

„Hören Sie: mir ist es Wurst, was für Beamte Sie herschicken; — am liebsten gar keinen! ... wie? — ... wer hier am Apparat ist?! Doktor Sheridan!" Er warf den Hörer auf die Gabel, drückte den Hut ins Gesicht und schlug die Tür knallend hinter sich zu.

„Hm! — recht sonderbar", dachte eine Stunde später der Kommissar, „jedenfalls werden wir diesen Doktor Sheridan scharf beobachten. — Kalkuliere, trotz seiner akademischen Bildung — ein Dummkopf."

*

„Herr Doktor, Sie haben jetzt komische Patienten." Sheridan rückte das Mikroskop fort.

„Wie kommen Sie darauf?" fragte Doktor Brown lächelnd.

„Tia — gewichste Stiebel mit Doppelsohlen, dazu gefärbte Militärhosen — —das riecht zu sehr nach einer Viehmarke unter dem Rockaufschlag."

Brown runzelte die Stirn: „Wollen Sie bitte das Thema wechseln. — Zudem irren Sie: Der Mann ist seit Jahren alter Kunde. Die Polizei braucht keine Detektive und ..." — er sah Sheridan durchdringend an — „... hat den Täter bereits gefaßt."

„Was Sie nicht sagen! — Wer ist es?"

„Ersparen Sie mir die Antwort. — Im Interesse der weiteren Untersuchung bin ich zum Schweigen verpflichtet."

„Dasselbe sagte mir gestern Ihr ‚alter' Patient", bemerkte trocken der Assistenzarzt. —

Der Professor biß sich auf die Lippen — der andere hatte ihn gut durchschaut. Seine Stimmung wurde nicht besser als ihn am Abend der Kriminalbeamte um einen alten, abgelegten Mantel bat, „der ihm vielleicht passen würde".

Also fechten obendrein, konstatierte Brown, eine entzückende Behörde!

*

Die Polizei war mit ihrem Verdacht über einen gewissen Dummkopf im Irrtum; doch der Polizeianwärter hatte so viel gesunden Menschenverstand, das bald einzusehen. Das forsche Vorgehen des jungen Arztes imponierte ihm, und er räumte ihm gern das Feld.

Am selben Tage wurde der Chefarzt Brown eilig aus der Klinik nach Hause gerufen. — Im Vorzimmer erwartete ihn Sheridan.

„Also — den Dieb hätten wir. — Von mir hat er die auf dem Programm stehende Prügel reichlich weg; nun seien Sie auch Mensch genug, und ziehen Sie die Anzeige zurück."

„Ich denke nicht daran."

„Herr Chefarzt, die Polizei kennt den Dieb noch nicht."

„Bedaure! — Sie wird es von mir sehr schnell erfahren. Wer ist es? —"

„Ich kann es Ihnen erst mitteilen, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen." Der Professor wurde in seinem Entschluß schwankend.

„Womit haben Sie den Dieb überführt? —"

Bedächtig steckte sich Sheridan eine Zigarre an.

„Nun ... — mit dem ‚geschnorrten' Mantel, den mir Ihr Polizeirat stiften mußte."

„Das verstehe ich nicht!"

„... es gibt so nette schwarze Kristalle aus übermangansaurem Kali. Zu Pulver zerstampft und eine gehörige Portion in alle Manteltaschen zerstreut, gibt dunkel gefärbte Finger. Beim Waschen wird daraus ein intensives Rot. Ich brauchte nur Ihre Waschgelegenheit zu überwachen, da hatte ich den Dieb."

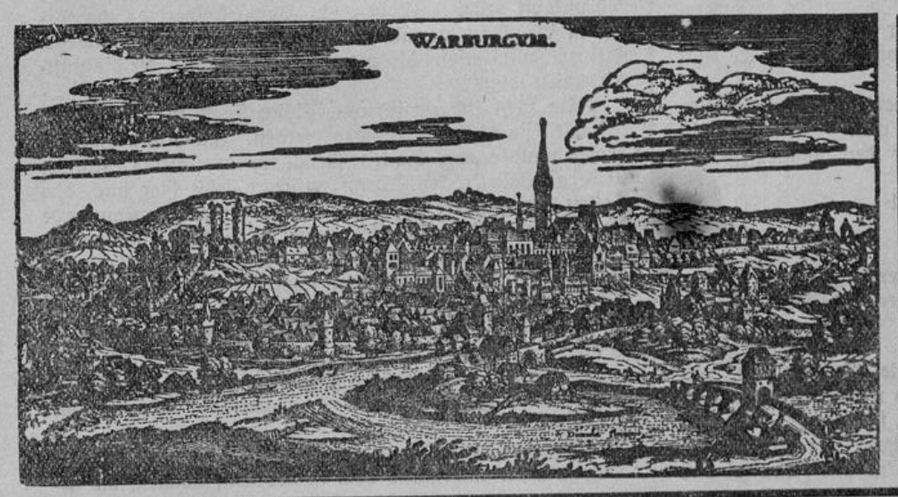
„— Und wer ...?"

„Ich sage es nur, wenn Sie mir versprechen ..."

„Zum ... ja doch! — Mann; aber nun raus mit der Sprache!"

„Herr Chefarzt, erschrecken Sie nicht — der Täter war Ihr eigener Sohn."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 71 | 7. September 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Wagen durch die Welt

Roman aus dem Zirkusleben von Paul Hain

Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(13. Fortsetzung)

im ganzen Jahr — hoho! Allerhand! Was? Na ja, was kriegt 'n Inspektor auch groß! Immerhin ..."

Und jetzt pfeift der Herr Oberst doch wirklich ein bißchen durch die Zähne, wie er nur tut, wenn sich eine gute Laune bei ihm anzumelden beginnt. Und er hat ganz vergessen, daß er vor einer halben Stunde noch gewettert hat, daß sich die Balken bogen und die Tassen sprangen. —

*

Ja — da sind sie nun also an einem richtigen Zirkus, die beiden. Es war gar kein leichter Abschied von Ringelnatz und seinen Getreuen. Pia hat geheult wie ein Schloßhund, Anastasia hat einige Tränchen in den Fettfalten ihres Gesichts zerdrückt, Charles hat sich prachtvoll gehalten wie ein junger Held und Ria zugeflüstert: „Wir sehen uns wieder — einmal, du. Hier bleib ich auch nicht. Ich muß nur noch mehr mit Kasimir arbeiten, dann hab' ich Chancen."

Dann kommt plötzlich ein nachdenklicher Zug in Frau Irenes Gesicht. Hatte Isa damals nicht etwas von einer Zirkusreiterin gesagt, die Uli im Krankenhaus besucht gehabt hätte?

„Du, Alter, diese Ria Einsiedel oder Roselli, von der Uli schreibt, das muß dieselbe sein, von der die Isa Wieland doch damals —"

„Merkste das jetzt erst, Irene?" knurrt der Oberst „Jawoll, mir ist das nun vollkommen klar, wie die Geschichte anfing. Das Mädel muß ihm, wie er schreibt, ‚eine Minute vor zwölf' über den Weg gelaufen sein — und da hat er mit der Isa Schluß gemacht und ist mit zum Zirkus gelaufen. In den grünen Wagen. Verdammt nochmal — eigentlich", und jetzt tritt bereits ein erstes Schmunzeln in das alte Haudegengesicht, „eigentlich ist der Uli doch ein ganz verflixter und forscher und gesiebter Hund! Und wenn es ihm wirklich gelingen sollte, was er sich da vorgenommen hat ... Na, Irene, was meinst du?"

Die nickt ihm kaum merklich zu. Noch einmal einen eigenen Hof haben, träumt es in ihr.

„In einem Monat so viel verdienen wie ein Inspektor

Und Jack Bill hat den beiden fest die Hand gedrückt: „Nie die Landstraße vergessen, wo ihr angefangen habt! Und daß ihr nie zu ihr zurückzukehren braucht!"

Dann war auch das überstanden.

Und nun arbeiten sie schon seit Wochen an ihrem neuen Platz und schuften allmorgendlich in den Proben, um „das Ding mit allen I-Punkten" rauszukriegen.

Das Debüt war ein Erfolg. Ria, noch immer mit Maske arbeitend, Uli in seinem Bajazzokostüm, das ihn sowieso unkenntlich macht. Prickelndes Gefühl: vor tausend Menschen, unterm hohen Kuppelrand, seine Künste zu zeigen. Sie heißen nun auch nicht mehr Ria und Uli, sondern „die fliegenden Reiter".

Prickelndes Gefühl auch: an den Anschlagsäulen, in den Fenstern der Läden, am Zirkuseingang die Plakate zu sehen, auf denen man selbst abgebildet ist mitsamt Felix. Der Zeichner hat das sehr schmissig gemacht. Besonders Rias Anmut hat er mit virtuoser Eleganz hingeworfen. Ihre weißen Zähne blitzen zwischen den Lippen, die Augen leuchten geheimnisvoll aus den Schlitzen der Maske, wie sie da auf dem Pferd um die Manege jagt. Bei Ulis Konterfei ist die Hauptsache der flatternde Bajazzoanzug. Das Gesicht könnte jedem andern Clown ebensogut gehören.

Und prickelnd jeder Abend vor der Vorstellung, wenn man weiß, in einer halben Stunde rast man mit Felix unter den hohen, grellen Scheinwerfern in das Manegenrund.

Aber nun hat man sich an all das Neue bereits gewöhnt. Ein Monat ist wie im Fluge vergangen. Die „fliegenden Reiter" sind prolongiert worden. Gut so. Man hat also die beste Gelegenheit, weiter zu proben.

Rosenberg kommt von Dresden herüber, so in der Mitte des zweiten Monats. Neugierig, was die beiden geschafft haben.

Der Direktor spricht mit ihm vorher, bevor er Uli und Ria zu Gesicht bekommt. Er ist ganz rot im Gesicht:

„Rosenberg, ich glaube, die Nummer steht! Nu tun Sie mir boß den Gefallen und sichern Sie sie mir für einen Wintermonat als Dank dafür, daß ich die beiden hier ge-

startet habe. Für ein halbwegs normales Geld natürlich."

„Wenn's irgendwie geht", lächelt Rosenberg. „Is doch klar. Ich wußte ja, Tilly und Billy stehen wieder auf. Na, nun bin ich selber neugierig."

Nachher spricht er die beiden in ihren Garderoben, sieht sich Felix an und tätschelt Ria die Wangen, der Schwerenöter, und lacht Uli zu: „Hab' ich mir verdient. Und wenn ich noch jung und schlank und schön wäre, na ..." Er zuckt resigniert die Schultern.

„Also es geht um die Wurst, Kinder! Wenn der Direktor wirklich recht hat und ihr seid schon so weit — zuzutrauen ist euch beiden ja alles —, gibt's für den Winter so ein Engagement!"

Armbeuge, daß der Bizeps quillt!

„Ganz knorke Sache!"

Uli schnalzt mit der Zunge.

„Darauf warten wir ja bloß, Rosenberg!"

Der verschwindet wieder, um in der Direktionsloge Platz zu nehmen.

„Was hab' ich für Angst", sagt [illegible]her, als sie sich in der Garderobe fertig macht. Die Garderobiere, altgedientes Inventar am Zirkus, das so manche Reiterin und Akrobatin bedient hat in ihrem Leben, schmunzelt:

„Das ist das Richtige, Fräuleinchen. Die Renzen, die Therese, wissen Se, die wo jetzt schon 'ne olle Frau is, und die manchmal noch heute auftritt, hat das Lampenfieber nie wegjekriegt, ooch wenn kein Rosenberg oder kein Prinz oder so was Hohes da war. Die hat vorher immer 'ne halbe Pulle Sekt ausjelutscht. Soll ich Ihnen was aus de Kantine ..."

„Um Gottes willen, dann kann ich überhaupt nicht", wehrt Ria entsetzt ab.

„Aber det gibt Feuer ins Blut", behauptet die Alte sachverständig.

Die Klingel des Inspektors schrillt durch den Flur. Das Zeichen für die Artisten, daß in fünf Minuten die Vorstellung beginnt. Jetzt haben also die ersten Nummern des Programms schon im Rundgang Aufstellung genommen.

Ria zittert ein bißchen.

Ja, sie hätte heute doch ein Glas Sekt vorher trinken sollen, denkt sie erregt. Wenn Rosenberg in seiner Loge sitzt, so mit den scharfen, hellen, durchdringenden Augen, und auf jede kleinste Bewegung achtet, und wenn wirklich die Nummer jetzt so ist, wie sie einmal diese sagenhaften Tilly und Billy gekonnt haben, und wenn dann wirklich das große Verbeugen anfinge, ach, soll man da nicht Herzklopfen haben und ganz, ganz steife Knie, die nie einen Sprung werden machen können?

„Quatsch!" sagt sie laut und stampft mit dem Fuß auf und zerreißt wütend das Taschentuch, das sie in der Hand hält.

*

Uli ist in den Stall gegangen, um Felix in seiner Box für die Vorstellung zurecht zu machen. Ria hat es in der Garderobe nicht mehr ausgehalten, obwohl der Reitakt erst am Ende des ersten Teils, also an bevorzugter Stelle des Programms, herankommt.

Sie blickt durch den Vorhang, der den Laufgang nach der Manege zu abschließt. Sie sieht die vielen Gesichter der Zuschauer, die in dem halbdunklen Raum wie ein Meer von über- und nebeneinander stehenden Masken sich hin- und herbewegen

Hoch oben im Kuppelraum spielt das Orchester einen schmetternden Marsch.

Mitten im Scheinwerferlicht arbeitet geradezu ein zoologisches Potpourri. Auf den funkelnden Nickelstangen sitzen da Papageien und Kakadus, die sich ab und zu krächzend unterhalten, wenn einer von ihnen an der Arbeit ist. Ein paar stattliche, schneeweiße Angorakatzen fahren auf einer Drehscheibe Karussell, die von einem prachtvollen, stahlblau gefiederten Riesenara mit dem Hakenschnabel bewegt wird. Zuletzt springt er einer der Katzen auf den Rücken und wird von ihr stolz an seinen Platz auf dem Nickelgestell zurückgetragen. Dabei muß Ria unwillkürlich an den Kater Munkepunke denken, den Freund Kasimirs, und beinahe möchte sie auf der Stelle ausrücken, zu Johann Augustus Ringelnatz zurück. Aber wo mögen jetzt die grünen Wagen schaukeln?

Der erste Beifall knattert durch das Haus. Ria fühlt sich unsanft beiseite gestoßen, ein Clown stolpert an ihr vorbei in die Manege, mit Hallo die Zipfelmütze schwingend. Kleines Zwischenspiel bis zur nächsten Nummer, die die Luftakrobaten zeigt.

Ria zieht sich zurück, um Uli im Stall zu suchen. Bei Uli wird sie vielleicht ruhiger werden. Im Rundgang ein Durcheinander von bunten Gestalten, in Trikots, Flitterkleidern, Ballettröcken. Denn natürlich fehlt hier auch das Ballett der hundert Girls nicht. Ein paar Panneaupferde warten neben den Bereitern auf die Sekunde, hinausgerieben zu werden in das Licht der Scheinwerfer. Ein närrchenhaft geschminkter Clown stopft schnell noch den letzten Bissen seiner Abendbrotstulle in den unheimlich langgezogenen Mund, der von Ohr zu Ohr reicht. Lachen, Aufregung, Kommandos des Bühneninspektors, Zirkusluft, erregend, mitreißend, bunte, flimmernde Welt aus Schminke und Flitter. Abend für Abend, Monat für Monat, Jahr für Jahr.

Inzwischen arbeiten drinnen drei Menschen an blitzenden Trapezen, die unheimlich hoch in der Luft hängen, die geschmeidigen Körper in den Seidentrikots spannen sich zu waghalsigen Schwüngen und Saltos, und die Zuschauer genießen mit behaglichem Gruseln die Tollkühnheit der Artisten, deren Leben Abend für Abend vom Bruchteil einer Sekunde abhängt.

Zirkus, Zirkus! Welt der Abenteuer und Nervensensationen am laufenden Band!

Ria steht neben Uli in der Box von Felix. Ihre Hand streicht über das seidige Fell. Oh, das macht ruhig, wunderbar ruhig. Felix wiehert leise auf und wendet den Kopf. Seine dunklen Augen grüßen Ria als wollten sie sagen: Kameradin, nur keine Angst. Den Laden schmeißen wir schon. Immer hübsch ruhig sein, so ruhig wie ich.

Der Stallmeister, in tadellosem Frack, nähert sich:

„Herrschaften, es ist so weit. Wir kommen gleich ran ..."

Und dann vergehen noch ein paar Minuten, drinnen braust der Beifall über die letzte Nummer, Ria fühlt noch einmal den festen Händedruck Ulis, der Stallmeister hilft ihr in den Sattel, eilt voraus in die Manege, schon hört sie seine Peitsche knallen.

„Hepp — hepp!"

Und dann ist das tolle Herzklopfen wie mit einem Schlage vorbei, da sie in die Manege braust. Deutlich sieht sie die vielen Gesichter ringsum, sieht auch Rosenberg in seiner Loge neben dem Direktor, hört den Begrüßungsbeifall. Die Arbeit beginnt.

Wie eine Elfe steht sie auf dem Rücken von Felix. Und mit einer wundervollen Anmut vollführt sie ihre Sprünge und Saltos, nur selten den Stehzügel benutzend, sie scheint wahrhaftig vollkommen gewichtlos zu sein. Schreiend kugelt sich Bajazzo vor dem trabenden Felix im Manegensand, fliegt zwischen seinen Beinen hindurch, daß man glaubt, jeden Augenblick müßte ihn ein Huftschlag treffen. Prost Mahlzeit, das ist alles auf die Sekunde berechnet. Das geht wie am Schnürchen.

Wie kleine Pistolenschüsse knallen dazwischen immer wieder die Peitschenschläge des Stallmeisters.

Ria fühlt: Ich bin so leicht wie nie. Und Uli so sicher wie nie. Sie lachen sich an, wenn ihre Augen sich blitzschnell treffen.

„Hepp — hepp!" Und schneller jagt Felix im Kreise.

Jetzt sitzt Ria auf dem äußersten Hinterteil von ihm, nur möglich, weil sie die Füße mit stählernem Druck gegen seine Flanken preßt. Rosenberg weiß, was diese winzige Einzelheit aus der ganzen Nummer schon an Nervenkraft kostet.

„Hepp — Felix — schneller!"

Und nun kommt der große Augenblick, der zu dem Reitduett überleitet. Das Publikum hält den Atem an. Da kollert Bajazzo dicht vor das rasende Pferd, gleich müssen die Hufe nein, um Haaresbreite gleiten sie im Sprung über Uli. Ein kleiner Fehltritt, und der Schädel dürfte ein Loch haben. Aber er kennt ja Rias sichere Hand, die Schärfe ihrer Augen, die den Sprung genau abmessen, und so sitzt er bereits, eine tolle Grimasse schneidend, als wäre er gerade noch am Tod vorbeigewischt, zwischen den Hinterfüßen von Felix hervor, ein kurzes Hin- und Hertaumeln am rasch gepackten Schweif, und im exakten Salto fliegt der Körper über Rias leicht geduckten Kopf vor ihr auf den Sattel. Und nun setzt unter dem tosenden, brüllenden Applaus der Menge der Reitakt zu zweien ein. Als fünf Minuten später, Ria auf der Schulter Ulis stehend, Felix zum letztenmal um die Arena saust und dann in den Seitengang prescht, daß die Bereiter auseinanderstieben, da dröhnt das ganze Haus wie unter einem Orkan, und jeder fühlt wohl, daß er hier ein Artistenduett von seltenem Format bestaunen durfte.

Rosenberg klatscht wie besessen. Jetzt weiß er es: An dieser Nummer, so wie sie ist, gibt's nichts mehr zu meckern. Die sitzt! Damit können die beiden verdienen — noch und noch! Und sie s o l l e n verdienen — und er mit!

Es gibt am späten Abend noch ein gemütliches Beisammensein in einer netten Weinstube, zu der Rosenberg die „fliegenden Reiter", einige Kollegen und den Direktor eingeladen hat.

(Fortsetzung folgt)

Der Fisch steht bei Ahldorf.

Eine Geschichte vom Bodensee von Erich Kunter

Im Sonntagsanzug und mit hochmütiger Miene, die indes seine innere Unsicherheit verbergen mußte, ging Martin Schilpp die Straße entlang zum Dorf hinaus. Männer, Weiber und Kinder gafften ihm nach. Nein, das war noch niemals vorgekommen, daß ein Fischersohn den Werktag zum Feiertag machte. Es war eine Herausforderung, eine trotzige Tat.

Die Leute, schon lange mit dem Klatsch über Martin und das fremde Fräulein beschäftigt, griffen den Gesprächsstoff emsig von neuem auf. „Es ist ein Aergernis", sagten sie. „Nun wird's aus sein zwischen Martin und Anna."

Die Anna stand derweil oben im Dachgiebel und sah traurig zu der kleinen Dachluke hinaus. Langsam und in einem Schritt, dessen Gleichmäßigkeit Gleichmut ausdrücken sollte, ging Martin auf der Landstraße nach Meersburg dahin. Anna wandte ihre Blicke ab und stieg hinunter. Scheu wollte sie an der offenen Tür der Wohnstube vorbeihuschen, aber die Mutter zog sie ingrimmig und unsanft am Arm herein. „Da schau, dort geht er hin!" zeterte sie. „Das hast Du nun von Deiner Liebe. Der Bursche! Erst verdreht er Dir den Kopf, bringt uns alle durcheinander, und nun? — He?! Jetzt kann er auf einmal ohne Dich leben und scheint's viel besser noch mit der andern, der Stadtfexe ..."

„Mutter!" bat Anna gequält.

Und der Vater beschwichtigte: „Reg Dich nicht auf, Weib! Ist schon gleich. Trifft ja das Mädel am ärgsten. Wärst uns gefolgt, Anna, und hättst den Franz genommen. Wär' Dir viel Kummer erspart geblieben. Aber laß gut sein, er wartet heut noch auf Dich."

Der Fischer schickte sich an, wieder an die Arbeit zu gehen, und forderte die Tochter auf, ihm beim Aushängen der Netze behilflich zu sein. Das junge Mädchen folgte ihm willig. Der Vormittag verging mit harter Arbeit. Ihr Sinn war von dem eifrigen Werken ganz beansprucht. Nur selten flog ein schneller Blick, ein flüchtig Erinnern in die Ferne zu dem Treulosen. —

Der saß um diese Zeit bei dem fremden Fräulein im Segelboot und ließ sich und seine Liebesträume auf der weiten, sehnsüchtig weiten Fläche des Wassers schaukeln. Versunken war seine dörfliche Welt, vergessen die Liebe zu Anna, mit der er ein Heim in der Heimat hatte haben wollen. Alles hatte sich verändert, ach, so unbegreiflich verändert. Er selber war ein ganz anderer geworden. Und diese Wandlung hatte jene rotblonde Hexe dort, das schöne fremde Fräulein aus der Stadt vollbracht.

Er durchlebte alle Freuden und Leiden seiner Liebesleidenschaft nocheinmal. Das Schicksal selbst hatte ihn mit Doris zusammengeführt. In einem der plötzlich hereinbrechenden, gefährlichen Sturmwetter auf dem Bodensee war das Segelboot des Fräuleins gekentert. Er konnte mit seinem Motorboot zu Hilfe eilen, Doris und ihren Begleiter aus Seenot retten. Sie behauptete nun, ihm ihr Leben zu verdanken. Verpflichtete und verband sie das ihm für immer? — „Was soll das werden?" seufzte er wieder, wie so oft.

Nagende Zweifel kamen. „Spielst Du nicht mit mir?" fragte er sie einmal. „Ich bin ein ungeschliffener Bursche aus dem Fischerdorf und Du ein schönes Fräulein aus der Stadt. So viele vornehme Herren umwerben Dich. Wie kommst Du dazu, gerade mich ..."

Sie küßte ihn und lachte klingend: „Gerade Dich, Du dummer, lieber Junge! Weil Du so unverdorben, so urwüchsig und so stark bist. Ganz anders als die geschniegelten Herrchen in der Stadt. Sieh mir in die Augen! Ich habe Dich aufrichtig lieb. Genügt Dir das nicht?"

Dann vergaß er seine Pein und barg sich beseligt an ihrer Brust. Aber je länger, je mehr ließen ihm Zweifel und Argwohn keine Ruhe. Er quälte sich und Doris damit. Da wurde sie ernstlich verstimmt. „Bist Du nicht zufrieden, daß ich Dir meine Liebe schenke? Willst eine Rückversicherung haben? Du bist frei, Martin ... Wirst Du mich verlassen?"

Martin fühlte einen leisen Schmerz in der Brust. Für Sekunden kam ihm zu Bewußtsein, in welche ihm sonst fremde Welt er hineingezogen worden war und daß diese Frau ihm im Grunde seines Herzens doch immer fremd sein würde. Aber hatte er die Kraft, von ihr zu gehen?

Ein tiefes Verzagtsein erfaßte ihn. In dem schwanken Schiffchen lag er hingestreckt neben Doris und hing seinen Gedanken nach. Sie entriß ihn seinen quälenden Grübeleien, plauderte und scherzte. Immer mehr Freude empfand sie an dem Spiel. „Du, Liebster, höre, komme morgen wieder!" flüsterte sie an seinem Ohr. „Den ganzen Tag! Wir segeln zur Insel Mainau und werden glücklich sein."

Er wehrte bestürzt ab: „Das ist unmöglich, Doris. Dann brauche ich gar nimmer nach Hause zu gehen. Es ist jetzt schon Gewitterstimmung im Dorf."

In den Augen des jungen Mädchens blitzte ein böser Schein. Doris schwieg und steuerte das Boot in den Hafen. Dann reichte sie dem Burschen zum Abschied die Hand. „Ich oder das Dorf, Martin!" sagte sie hart. „Morgen früh an dieser Stelle! Kommst Du nicht, sehen wir uns nie wieder. Denn dann reise ich heim." —

In großer Verwirrung kam Martin ins Dorf zurück. Die bange Frage wich nicht mehr von seiner Seele: Doris oder das Dorf? Ja, morgen früh stand er vor der Entscheidung: dableiben oder zu ihr gehen, von hier weg für immer. Aber was gab es da zu entscheiden? Konnte er einen anderen Weg gehen als zu Doris, wenn sie ihn rief? Ach, sich zu entscheiden, war hart; aber nicht minder hart war es, zu scheiden!

Wie ein Sünder schlich er durch die Straße; der stolze Mut vom Vormittag war von ihm gewichen. Bald jedoch fiel ihm auf, daß man ihn kaum beachtete. Die Leute waren merkwürdig erregt und liefen geschäftigt umher.

Vater Schilpp begrüßte seinen Sohn kurz. Er stellte ihn nicht zur Rede. Dem Jungen wäre eine heftige Auseinandersetzung lieber gewesen; dabei hätte er vielleicht einen willkommenen Grund gefunden, sofort seine Sachen zu packen und abzuziehen.

„Was — was gibt's denn im Ort?" fragte Martin, sich verlegen räuspernd.

„Weißt Du's noch nicht?" entgegnete der Alte. „Alfons Möhrle hat einen riesigen Fang gemacht. Der Fisch steht bei Uhldorf."

Martin starrte den Vater an. Diese Nachricht in diesem Augenblick, — er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Für den Fischer ist die Nachricht, daß da und da der Fisch „stehe", erregend und aufrüttelnd. Den Goldsuchern, die das Gerücht vom Auffinden einer neuen Goldader erreicht, mag es ähnlich zumute sein. „Der Fisch steht" heißt soviel wie: Große Mengen von Fischen haben sich an einer bestimmten Stelle zusammengezogen, und ein großer Fang ist zu erwarten.